
Rezensionen

DANIEL HEINZ (Hg.): Freikirchen und Juden im „Dritten Reich“. Instrumentalisierte Heilsgeschichte, antisemitische Vorurteile und verdrängte Schuld, Kirche – Konfession – Religion 54, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht unipress 2011, geb., 343 S., ISBN 978-3-89971-690-0, € 49,90.

Der Holocaust ist nach wie vor eine offene Wunde in der deutschen Geschichte. Wie haben sich die Freikirchen verhalten, die von ihrem Anspruch her die Trennung von Staat und Kirche propagieren und die alleinige Bindung an die Bibel bekennen? Darauf antwortet umfassend der vorliegende Sammelband. Das Ergebnis ist bedrückend und beschämend zugleich. Fast alle Freikirchen öffneten sich dem Geist der Zeit. Die christliche Judenfeindschaft war verbreitet, der rassistische Antisemitismus fand Eingang ins Denken. Aus Existenzangst passten sich viele dem totalitären Staat an und gaben ihre judenchristlichen Mitglieder preis. Auch die heilsgeschichtliche Betrachtung der Bibel führte oft zur Hinnahme, ja Rechtfertigung staatlicher judenfeindlicher Maßnahmen. Dies wird in den Beiträgen aus den verschiedenen Freikirchen nicht pauschal behauptet, sondern gewissenhaft aus den Quellen belegt.

Mit diesem Sammelband liegt die bisher gründlichste Erforschung der Geschichte der Freikirchen in der Zeit des Nationalsozialismus in ihrem Verhältnis zu den Juden vor. Behandelt wird die Geschichte folgender Freikirchen und verwandter Gruppen: Quäker, Mennoniten, Brüderbewegung, Methodisten, Pfingstbewegung, Baptisten, Freie evangelische Gemeinden, Selbständige evangelisch-lutherische Freikirche, Herrnhuter Brüdergemeine, Adventisten und die Freikirchen in Österreich durch ausgewiesene freikirchliche Historiker.

Am Anfang steht programmatisch eine Untersuchung von Wolfgang Heinrichs mit der These, das Judenbild der Freikirchen und der Gemeinschaftskreise sei seit der Kaiserzeit von der Ambivalenz geprägt, Juden seien „Heilsbringer und Verderber“. Verderber, weil man der Auffassung war, dass „jüdischer Geist“ für die unsittliche Zersetzung eines Volkes und für Materialismus stehe. Heilsbringer, insofern als das jüdische Volk als Volk Gottes eine Zukunft habe.

Dieter Götz Lichdi beschreibt die Haltung der Mennoniten gegenüber Juden. Die Mennoniten verstanden in der Regel nicht, „dass sich christlicher Glaube wie jüdischer Glaube nicht mit den Überzeugungen der nationalsozialistischen Weltanschauung vereinbaren lässt“ und dass „Schweigen und Wegsehen [...] die Christen schuldig werden ließ an der Verfolgung der Juden“ (69). Die Judenfrage wurde selten behandelt, einmal „die Gefahr des Antisemitismus“ ausgesprochen (70) und einige Fälle von Hilfsleistungen für versteckte Juden genannt. Andreas Liese beschreibt in seinem gründlich an den Quellen gearbeiteten Beitrag die Israellehre in den verschiedenen Zweigen der Brüderbewegung, die nur von der dispensationalistischen Theologie her recht verstanden werden kann (79). Diese führte zu einer ambivalenten Haltung gegenüber Juden. Für ihre Gegenwart galt der Fluch, für ihre Zukunft die Verheißung Gottes. Dem Antisemitismus und der Judenverfolgung stellte man sich nicht entgegen, weil Israel durch Gottes Gerichte gehen musste. Auch das Schicksal von Mitgliedern jüdischer Herkunft und die tatkräftige Hilfe einzelner für Juden wird nicht

vergessen. Michael Weyer behandelt die Geschichte der deutschen Methodisten und nennt sie „ein dunkles Kapitel mit einzelnen Lichtpunkten“ (104). „Der Methodismus auf deutschsprachigem Gebiet habe während des ‚Dritten Reiches‘ geschwiegen, wo er seine Stimme hätte erheben müssen.“ (105) Der Verfasser spürt antisemitisches Gedankengut im Kaiserreich auf, das Einfluss auf die deutschen Methodisten gewann. „Unkritischer Obergewalt und Sorge um das eigene Werk“ dazu die Übernahme antijüdischer Tradition (110) nennt er als Gründe für das Versagen seiner Freikirche. Auch die Theologie der Schöpfungsordnungen führte manchmal zu Zugeständnissen zur Rassenlehre der nationalsozialistischen Bewegung (118). Die Pfingstbewegung behandelt Gottfried Sommer. Diese sieht sich als Minderheit in der Opferrolle und neigt zum Teil einem monokausalen Geschichtsverständnis zu: Weil in der Gemeinschaftsbewegung durch die Berliner Erklärung der Heilige Geist abgelehnt wurde, konnte sich der Hitler-Geist ausbreiten (127). Nebeneinander standen Kreise, die internationale Verbindungen pflegten und darum judenfreundlicher waren als Gruppen mit einer deutsch-nationalen Gesinnung, die bestürzend antisemitisch dachten. Zu diesen letzteren zählt der Autor den Mülheimer Gemeinschaftsverband und die Elim-Bewegung. Damit sei die „unbescholtene Opferrolle“ widerlegt. Seine Schlussfolgerung ist, „dass Widerstand gegen ‚braunen‘ Totalitarismus durchaus möglich war, dass aber Anpassung an den Zeitgeist der erste Schritt zum schuldhaften Mitläufertum darstellt“ (149). Die baptistische Kirchenhistorikerin Andrea Strübind zeichnet in ihrem Beitrag die Haltung der Baptisten gegenüber Juden und Christen jüdischer Abstammung in die vier Phasen der Judenverfolgung ein. Sie weist daraufhin, dass es „vor allem an Untersuchungen zur Israeltheologie im deutschen Baptismus mangelt“ (151). Die weit verbreitete Haltung sei eine „passive Zuschauerhaltung“ gewesen. Bereits am Ende der Weimarer Zeit gab es deutliche Kritik am rassischen Antisemitismus der NSDAP. Vor allem der baptistische Judemissionar Naphtali Rudnitzky hinterfragte und widerlegte antisemitische Vorurteile. Auch der Wiener Baptistenpastor Arnold Köster zeigte sich in seiner Israellehre als entschiedener Gegner des Nationalsozialismus. Aber es blieben die Ausnahmen. Bei fortschreitendem Verlauf der Judenverfolgung verstummten kritische Äußerungen der Baptisten. Stattdessen wurden dem Staat Ausnahmegesetze gegen das Judentum zugebilligt. Es kam zur „Übernahme antisemitischen NS-Gedankenguts“ (160). Strübind geht den Schicksalen der Mitglieder jüdischer Herkunft nach und stellt eine zunehmende Ausgrenzung fest. Während der Bund offiziell zur Verfolgung und Deportation der Juden schwieg, gab es von einzelnen Mitgliedern mutige Hilfeleistungen für Juden. Aber für die Verantwortlichen hatte „die Existenzsicherung des eigenen Werkes stets Priorität vor dem mutigen Einschreiten gegen das Unrecht“ (177). Nach 1938 habe es keine „einschlägigen Artikel zur ‚Judenfrage‘ mehr“ gegeben (172; vgl. jedoch Artikel von J. Mundhenk und F. Rockschiess von 1939 und 1940, siehe Freikirchenforschung 17 [2008], 215 ff). Hartmut Weyel begründet in seiner Untersuchung der Freien evangelischen Gemeinden in der Zeit des Nationalsozialismus zunächst die Erforschung der eigenen Geschichte angesichts mancher Widerstände. Es gelte, „Ursachen von politischen und theologischen Irrtümern zu erkennen, um den Blick für die Zukunft freizubekommen“ (183f). Auch er stellt „ambivalente Positionen gegenüber den Juden“ zur Weimarer Zeit fest. Sie seien das auserwählte Volk, andererseits hätten sie das deutsche Volk (im Ersten Weltkrieg) ausgeplündert. Antisemitische Maßnahmen des Staates hielt man darum für berechtigt, ohne den Holocaust zu ahnen oder zu wollen (211). Der Nationalismus aller Bevölkerungskreise und so auch der Freikirchen führte zu einer Abwertung anderer Völker. Die Erhaltung der Rassen entspräche der Schöpfungsordnung Gottes. Aus Angst vor Repressalien habe man sich nach 1935 von judenchristlichen Predi-

gern und Mitgliedern distanziert (203). Zeigt sich in den Publikationen und Rundschreiben der adventistischen Freikirche eine „Taktik der Anpassung“ ohne „tatsächliche nazistische Überzeugungshaltung“ der Gemeindebasis? (287) DANIEL HEINZ, der Leiter des Historischen Archivs der Siebenten-Tags-Adventisten in Europa, möchte diese grundsätzliche Frage eher bejahen und befürwortet darum die Erforschung mündlicher Traditionen. Aber „die meisten Adventisten“ erlagen nach seinem Urteil der „Versuchung der Anpassung, des Wegschauens und des Schweigens“ (287). Auch wurde der Kontakt zu Adventisten jüdischer Herkunft abgebrochen. Dennoch gab es Judenretter unter den Adventisten, die im Verborgenen wirkten (297 ff).

Alle Beiträge vorzustellen ist aus Raumgründen leider nicht möglich. Sie hätten es aber verdient. Der Band ist vorzüglich ediert und mit einem Vorwort der Präsidentin der Vereinigung Evangelischer Freikirchen und einem Personenregister ausgestattet. Mein Fazit: Eine Kirche, die sich kritiklos dem Staat unterordnet, vergisst ihr Wächteramt und verrät ihre eigenen Prinzipien. Sich nach dem Ende der Diktatur der Mitschuld an der Judenverfolgung zu stellen, fiel den meisten Freikirchen sehr schwer.

Pastor Roland Fleischer (BEFG), Krügers Redder 5, 22177 Hamburg

WILFRID HAUBECK / WOLFGANG HEINRICHS (Hg.): Gemeinde der Zukunft – Zukunft der Gemeinde. Aktuelle Herausforderungen der Ekklesiologie, Witten: Bundes-Verlag 2011, kt., 170 S., ISBN 978-3-86258-009-5, € 10,95.

In seinem Vorwort erklärt der Mitherausgeber, WOLFGANG HEINRICHS, es komme nicht auf Patentrezepte an, wie Gemeinde wachsen und bestehen kann, sondern auf optimale Wachstumsbedingungen. „Darauf kann sich auch die Gemeinde (in) der Zukunft verlassen, dass Gott für das, was er selbst gepflanzt hat, auch Gedeihen schenkt. Sie darf darauf vertrauen, dass sein Wort nicht leer zurückkommt (Jes 55, 11) und er selbst für Wachstum sorgt (1Kor 3, 7).“ – Mit diesen Worten schraubt der Herausgeber die hohen Erwartungen, die der Buchtitel geweckt hat, auf „normal Null“. Zu Recht. Das Taschenbuch enthält keine neuen Höhenflüge der Ekklesiologie, sondern normale gute Schwarzbrottheologie. Die fünf Aufsätze der vier freikirchlichen Autoren waren nämlich Vorträge der Theologischen Woche des Bundes Freier evangelischer Gemeinden in Ewersbach in 2011. Sie wollten also weniger den Stand wissenschaftlicher Forschung darstellen als vielmehr den anwesenden PastorInnen „*food for thought*“ bieten.

Der Neutestamentler und ehemalige Rektor der Theologischen Hochschule Ewersbach, WILFRID HAUBECK, beginnt die Reihe mit einem Referat „Zum Verständnis der Gemeinde bei Paulus“. Zuerst handelt er von Wesen und Auftrag der paulinischen Gemeinde, danach von vier Aspekten, bei denen er „konkrete Bezüge zur Geschichte, Theologie und empirischen Gestalt von Freien evangelischen Gemeinden“ sieht. Damit soll die Brücke geschlagen werden zur Präambel der Verfassung des Bundes Freier evangelischer Gemeinden: „Die Gemeinden wollen sich in ihrem Aufbau und Dienst nach der im Neuen Testament erkennbaren Lebensweise der Gemeinden ausrichten.“ (26) Leider verliert sich das letzte Drittel des Aufsatzes in dem Versuch, diese Brücke theologisch zu bauen, im Blick auf die „Ortsgemeinde und die Bundesgemeinschaft“ (32), im Blick auf die Freiheit der Freien evangelischen Gemeinden, „jenseits von Individualismus und Kollektivismus“ (34), im Blick auf den Leib Christi: „Jede Ortsgemeinde ist insofern eine

Manifestation des Leibes Christi“ (36). Die feste Bindung von Christus und Freien evangelischen Gemeinden wäre danach ein Soll: „Vielmehr sollten die selbstständigen Ortsgemeinden in eine verbindliche Gemeinschaft eingebunden sein, wie sie zum Beispiel der Bund Freier evangelischer Gemeinden darstellt.“ (37) Besser kann man Denominations-theologie nicht betreiben.

Die zwei folgenden Aufsätze stammen aus der Feder von ACHIM HÄRTNER, Professor für Praktische Theologie an der Theologischen Hochschule Reutlingen (Evangelisch-methodistische Kirche). In ihnen geht es um „neue Ausdrucksformen von Gemeinde“ (*fresh expressions of church*) und „Missionarisch Gemeinde sein“. Es sind diese beiden Artikel, die über den deutschsprachigen Horizont hinausführen und das Potential haben, den Weg der „Zukunft der Gemeinde“ zu beschreiben. Dabei dürften die Erfahrungen der Kirchen in Großbritannien mit den „*fresh expressions of church*“ sowohl von der Wortwahl als auch von der Neugestalt von Gemeinde besonders interessant sein. Hier die von STEVEN CROFT übernommene Definition: „Eine neue Ausdrucksform ist eine Art Kirche, die sich an unserer sich wandelnden Kultur orientiert und sich in erster Linie zugunsten derer entwickelt, die bis jetzt noch in keiner Kirche Mitglieder sind.“ (79) Ein Beispiel dafür ist die methodistische Gemeinde *Somewhere Else* in Liverpool, heute als „*bread church*“ bekannt. Sie „besitzt lediglich ein paar Tische und Stühle und einen Backofen, kein Gebäude. Brot backen und teilen spielen eine zentrale Rolle. Hergestellt werden pro Person zwei Brote, eines für sich selbst, ein zweites zum Weiterschenken. Danach lassen sich die Menschen von Jesus, dem Brot des Lebens (Joh 6,35), an den Tisch des Herrn bitten. Wer in die Gesichter der Menschen dort sieht, weiß, dass hier Reich Gottes gebaut wird.“ (89) – Weitere Aspekte dieser beiden Aufsätze betreffen Stichwörter wie „*emerging church*“ (was so etwas wie ein geistlicher *flashmob* in Zeitlupe ist), „*Missional Church*“ (58), aber auch „*comeback churches*“ (96), die allesamt aber nicht mehr sind als originelle Titel für wachsende Gemeinden. Allein die „radikale Gastfreundschaft“ (98) und ihre Bedeutung für internationale Gemeinden (101) scheint mir mehr zu sein als ein Wortspiel.

In seinem spannenden Aufsatz „Warum Gemeinden sich verändern“, untersucht der baptistische Theologe Professor RALF DZIEWAS vom Theologischen Seminar Elstal die Wandlungsfähigkeit von Ortsgemeinden im Kongregationalismus. Durch den Verzicht „auf jede Form von Kirchenhierarchie und übergemeindlichem Lehramt“ (107) gewinnt die Ortsgemeinde ihre Verbindlichkeiten allein aus der Schrift. Was keine „Synode, keine Kirchenleitung, keine Gruppe von Amtsträgern oder Theologen, nicht einmal eine Versammlung von Gemeindevertretern“ (107 f) beschließen kann, kann die Ortsgemeinde für gültig erklären. Nicht nur die Gemeinde, auch die Einzelnen sind kompetent, „theologisch auf der Basis der Heiligen Schrift zu argumentieren und Kriterien für ein gelingendes Leben zu entwickeln, das der Gnade Gottes antwortend entspricht“ (115). Damit sind kongregationalistische Freikirchen optimale Repräsentanten der heutigen „pluralistischen Multioptionsgesellschaft“ (116). Nach DZIEWAS ist damit der „Streit um den richtigen Weg unvermeidlich“ (119). Seine Behauptung allerdings, dass der innergemeindliche Diskurs über die Bibel „als zentraler gemeinsamer Referenztext“ (120) alle Gemeindeglieder verbindet, geht wohl etwas an der Wirklichkeit vorbei. Deshalb ist es fraglich, ob seine beiden Zukunftsprognosen realistisch sind. *Prognose I*: Elektronische Kommunikation schwächt konfessionelle Identität und beschleunigt Veränderungsprozesse. *Prognose II*: Das Thema Homosexualität wird ein zentrales Konfliktfeld werden, das auch kongregationalistische Gemeinden langfristig dazu bringt, „dass auch schwul und lesbisch liebende Menschen ihre Partnerschaft innerhalb der Gemeinden leben können“ (130).

Der abschließende Aufsatz „Was sind Freie evangelische Gemeinden?“ des Professors an der Theologischen Hochschule Ewersbach, MARKUS IFF, gehört eigentlich nicht in dieses Buch, nicht unter diesem Titel. Vermutlich hat er die Funktion einer Verankerung aller genannten Zukunftsgedanken als „typisch FeG“.

Dem ganzen Buch als ein Stück Schwarzbrottheologie fehlen allerdings m. E. etliche Vitamine: der Bezug zur Ökumene, der Bezug zu den „großen“ Kirchen, aber am dringlichsten eine Antwort auf die Frage, „Welche Bedeutung haben eigentlich Pastorinnen und Pastoren als geistliche LeiterInnen ihrer Gemeinden auf dem Weg in die Zukunft?“ Hier wurde der neutestamentliche Bezug schlicht aufgekündigt oder vergessen. Ist das „typisch FeG?“

Pastor Dr. Dietmar Lütz (BEFG), Grindelallee 95–101, 20146 Hamburg;
E-Mail: luetz@oncken-gemeinde.de

Berufen, beauftragt, gebildet – Pastorenverständnis im Gespräch, Beiträge in interdisziplinärer und ökumenischer Perspektive, hg. v. Andreas Heiser / Markus Iff, Biblisch-Theologische Studien 161, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlagsgesellschaft 2012, kt., X, 236 S., ISBN 978-37887-2574-7; ISSN 0930-4800, € 32,-.

Pastoren und Theologen machen sich selbst und ihr „Amt“ oder – je nach bevorzugtem Ansatz ihren „Dienst“ – immer wieder zum Thema. Mit schöner Regelmäßigkeit wird darüber nachgedacht und diskutiert. Typisch freikirchlich ist dabei, Impulse zu hören, darüber zu reden und sie dann doch nebeneinander stehen zu lassen. In dieses Muster reiht sich auch das Symposium ein, das im November 2011 an der Theologischen Hochschule in Ewersbach stattfand. Die vorliegende Publikation dokumentiert die dort gehaltenen Vorträge zum Selbstverständnis des pastoralen Dienstes zwischen Berufung, Beauftragung und Bildung.

Ein kurzer Blick auf die einzelnen Beiträge: JENS SCHRÖTER beschäftigt sich vom Neuen Testament her mit der Begründung des pastoralen Dienstes. Für ihn ist pastoraler Dienst im Neuen Testament gekennzeichnet durch Einstehen für authentische Lehre, durch christologische Verankerung und durch ethisch-moralische Vorbildwirkung inklusive Verzicht auf jede Form von Herrschaftsausübung. WILFRID HAUBECK beschäftigt sich mit einem Ausschnitt des Neuen Testaments, nämlich Ämtern und Funktionen im Epheserbrief. Er betont Apostel und Propheten als grundlegende Ämter der Kirche. Ihre Funktion ist für Haubeck zeitbezogen und nicht zu wiederholen, aber ihr Auftrag wird durch Evangelisten, Hirten, Lehrer und andere Ämter und Personen fortgeführt. ANDREAS HEISER stellt die Entwicklung der Pastorenbilder im Bund Freier evangelischer Gemeinden dar. Sehr lange in der Geschichte waren das Ältestenam, der Auftrag der Evangeliumsverkündigung und die geistliche Persönlichkeit die entscheidenden Bezugspunkte. Erst in den letzten dreißig Jahren gab es auch eine Orientierung an der gewandelten Gemeindewirklichkeit, und in den letzten Jahren ist eine Funktionsexplosion des pastoralen Dienstes zu beobachten. CHRISTIAN GRETHLEIN stellt die historische Entwicklung des Pfarrerberufes vom katholischen Priester über die Reformationszeit bis hin zur Gegenwart vor. Er plädiert für ein strikt funktionales Verständnis des Pfarrberufes und einen endgültigen Abschied von der Priesterrolle. CHRISTIAN BOUILLON beschäftigt sich mit der Kompetenzorientierung für den evangelischen Pfarrberuf. Konzentration des pastoralen Dienstes schafft Raum für die Vielfalt der Kompetenzen in der Gemeinde. MARKUS IFF verweist auf die Verwurzelung

eines freikirchlichen Dienstverständnisses im Allgemeinen Priestertum aller Glaubenden und beschäftigt sich mit der Bedeutung von Bildung für eine geistliche Persönlichkeit.

In den Beiträgen von JOHANNES VON LÜPKE, Erzpriester DANIEL BUDA und HANS-JÖRG URBAN werden evangelisch-landeskirchliche, rumänisch-orthodoxe und katholische Perspektiven des Amtsverständnisses verdeutlicht.

Zum Schluss einige zusammenfassende Bemerkungen: Die Publikation der Vorträge regt an, erneut darüber nachzudenken, was denn einen (freikirchlichen) Pastor ausmacht. Theologisch unterscheidet er sich aber nicht von anderen Menschen in der Gemeinde („Priestertum aller Glaubenden“), sondern nur durch seine Funktion. Diese steht in einem engen Zusammenhang mit dem Gemeindeverständnis. Gemeinde braucht Menschen, die besondere Aufgaben (Dienste/Ämter) übernehmen. Im Berufsbild des Pastors werden verschiedene Ämter des Neuen Testaments zusammen gesehen (Propheeten, Hirten, Evangelisten, Älteste, Diakone, Bischöfe). Eine additive Beschreibung pastoraler Kompetenzen und Tätigkeiten führt zum Empfinden der Unerfüllbarkeit. Gefragt und gefordert sind geistliche Persönlichkeiten mit hohen kommunikativen Fähigkeiten.

Insgesamt fand ich die Lektüre dieses Büchleins herausfordernd und wünsche ihm eine breite Leserschaft. Bei WILFRID HAUBECK finde ich die exegetische Darstellung beeindruckend, die abschließende Behauptung, dass heute das Amt des Pastors das alles verbindet allerdings unabgeleitet. Vernachlässigt in der Diskussion scheint mir allerdings die priesterliche Dimension des pastoralen Dienstes: Menschen in die Gegenwart des heiligen Gottes begleiten. Die Betonung des Priestertums *aller* Glaubenden darf m. E. nicht dazu führen, ausgerechnet diese Dimension des Dienstes bei den Pastoren außen vor zu lassen. Auch Gebet und Spiritualität (nach Apg 6,4 zusammen mit dem Dienst am Wort die wichtigste apostolische Aufgabe) taucht neben den vielfältigen funktionalen Beschreibungen nur am Rande auf.

Schade finde ich, dass es keine Liste der Autoren mit ihren konfessionellen Hintergründen und Kompetenzen gibt. So erschließt sich die ökumenische Weite des Symposiums nur teilweise und indirekt aus der Lektüre. Herausgefordert bin ich durch dieses Buch die Frage nach einer Verständigung über ein pastorales Leitbild in meiner Kirche noch einmal anzustoßen.

Friedbert Neese, Leiter Dienstbereich Ordinierte Mitarbeiter des BEFG, Johann-Gerhard-Oncken-Straße 7, 14641 Wustermark; E-Mail: F.Neese@baptisten.de

MANFRED BAUMERT: Natürlich – übernatürlich: Charismen entdecken und weiterentwickeln. Ein praktisch-theologischer Beitrag aus systematisch-theologischer Perspektive mit empirischer Konkretion, Europäische Hochschulschriften. Reihe 23: Theologie 921, Frankfurt a. M. u. a. 2011, kt., 514 S., ISBN 978-3-631-61388-7, € 84,80.

Die überarbeitete Fassung der im Oktober 2009 vorgelegten Dissertation des Autors nimmt eine bekannte, jedoch bislang im deutschsprachigen Raum kaum erforschte Fragestellung auf: Es geht um eine umfassende Monographie zur speziellen Frage der Charismen. Baumert weist darauf, dass es zwar ein „unübersehbares Spektrum an Literatur zur Geisttheologie allgemein“ gäbe und zudem eine Fülle von Einzelstudien, die allerdings eine Vielfalt von Gabenbegriffen bezeugen. Die von DIRK KELLNER 2011 veröffentlichte Studie „Charisma als Grundbegriff der Praktischen Theologie. Die Be-

deutung der Charismenlehre für die Pastoraltheologie und die Lehre vom Gemeindeaufbau (Theologischer Verlag Zürich) findet allerdings in den Ausführungen noch keine Berücksichtigung. BAUMERT geht davon aus, dass kein konsensfähiger Charismenbegriff im Feld der wissenschaftlichen Theologie vorliegt. Darin sind für ihn auch die Unschärfen und Verunsicherungen im Entwickeln und Einsetzen der Gaben für den Gemeindeaufbau begründet. Infolgedessen treten unterschiedliche Anwendungen und Deutungen in der Praktischen Theologie auf, insbesondere in der Frage der Erkennbarkeit und der Entwicklung der Charismen. Es schließen sich weitere Fragestellungen an: Wie verhalten sich geistgewirkte und natürliche Begabungen? Ist eine Verwandlung von einem allgemeinen, geradezu profanen Gebrauch der Gaben hin zu einem geistgewirkten Gebrauch im Sinn der Heiligung möglich?

Methodisch werden diese Fragestellungen in den fünf Kapiteln des Buches nicht nur deduktiv anhand der Literatur untersucht, sondern auch induktiv durch eine passwortgeschützte Onlineerhebung der Pfarrerinnen und Pfarrer in der Evangelischen Landeskirche in Baden (Fremdwahrnehmung) und ergänzend durch Leitfadeninterviews der Gemeindeglieder (Selbstwahrnehmung). Zudem kommen Vergleichsbefragungen von Gemeindegliedern aus einem charismatisch-pentakostalen Gemeindefeld.

Im ersten Kapitel gibt BAUMERT eine systematisch-historische Orientierung zu den vorliegenden Gabentypologien von Thomas von Aquin, Martin Luther, Friedrich Schleiermacher und KARL RAHNER. Ebenfalls werden die pragmatischen Typologien von Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Johann Christoph Blumhardt d. J. sowie die soziologische Deutung von MAX WEBER skizziert. Im zweiten Kapitel steht die These zur Debatte, dass bislang kein wissenschaftlich konsensfähiger Charismenbegriff in der Praktischen Theologie vorliegt. Baumert verweist auf eine mangelnde eigenständige Grundlagenforschung in der Praktischen Theologie, die jeweils auf die Systematische und Exegetische Theologie zurückgreife. Er skizziert einige systematisch-theologische und exegetische Grundlinien und unternimmt den Versuch, auch hier eine Typisierung vorzunehmen. Mit dem Entwurf einer trinitarischen Dimension der Charismen im Fragehorizont des Entdeckens sieht Baumert eine systematisch-theologisch sinnvolle und hilfreiche Grundlage für die weitere Diskussion. Kritisch setzt sich der Autor auch mit den gegenwärtig weltweit verbreiteten Gabentests auseinander (HYBELS, SCHWARZ, Explore u.a.), da diese vorrangig einem gesetzten, habituellen Gabenprofil ausgehen, und weniger den Entwicklungsgedanken berücksichtigen. Mit dem dritten Kapitel wird bereits ein Teil der empirischen Konkretionen aufgenommen und dargelegt. Die in der Evangelischen Landeskirche in Baden trianguläre Datenerhebung wird ausführlich begründet und dargestellt. Die detaillierte Darstellung der Methodenwahl und der einzelnen Fragestellungen fällt gegenüber den im vierten und fünften Kapitel dargelegten Ergebnissen und der daraus gefolgerten Konsequenzen etwas üppig aus. Die Befragung bestätigt die Annahme des Autors, dass das Charismenverständnis sowohl unter den Befragten als auch in der Fachliteratur uneinheitlich ausfällt. Die Erkennungsmerkmale der Charismen, die in der Befragung deutlich werden, sieht BAUMERT in dem Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland generell bestätigt. Wenn der Charismenempfang bereits am Lebensbeginn konstatiert wird, so ist eine trinitarische Begründung für den Autor unerlässlich. Die Konversation (Bekehrung, Taufe, Geistempfang) hat demgemäß lediglich eine prozesshafte Bedeutung: „Eine Kirche, die sich auf die reformatorische Tradition beruft, sollte die Charismen in ihrem prozesshaften Empfangen vermitteln und die Zäsur zwischen den Schöpfungsgaben einerseits und Geistes- und Christusgaben andererseits in der Konversationsphase postulieren.“ (399) BAUMERT geht davon aus, dass das Neue Testament

insgesamt keine Unterscheidung zwischen natürlichen Fähigkeiten und supranaturalen Begabungen mache, die Qualität der Charismen jedoch nach ihrem selbstlosen und liebenden Gebrauch einschätze. Die ethischen und christusgemäßen Kriterien entscheiden demgemäß darüber, wann eine Begabung zu einem Charisma entwickelt wird. Den in vielen Gabentests angenommen lebenslangen habituellen Gabenbesitz sieht der Autor nicht nur in den empirischen Untersuchungen, sondern auch in einer systematisch-theologischen Grundlage einer trinitarischen Dimension der Charismen bestätigt. Eine Beteiligungskirche, die Wert auf die Mitarbeit vieler Ehrenamtlicher legt, braucht für die Entdeckung der schon in der Schöpfung angelegten Gaben ausgeprägte sensorische Prozesse. BAUMERT spricht in diesem Zusammenhang nur andeutungsweise von einem „Offenbarungsgeschehen“ und setzt stärker auf die Möglichkeit sinnstiftender Mitarbeit und einem guten Verhältnis von Bildungsangeboten bei der Charismenentwicklung. Die Befragung bestätigt seine Annahme, dass eine gute lehrmäßige Entfaltung der Charismenethematik von den Gemeindegliedern zwar erwünscht ist, jedoch viel zu selten vorkommt. Eine Beteiligungskirche benötigt deshalb „ein ganzheitliches Bildungskonzept, das Wissensvermittlung und geistliche Begleitung einschließt und von Schlüsselpersonen in den Ortsgemeinden katechetisch-didaktisch vermittelt wird.“ (411) Mitarbeitergespräche, eine Lob- und Vertrauenskultur oder auch eine institutionalisierte Charismenentwicklung wäre nach BAUMERTS Auffassung notwendig, wenn der Wunsch einer Beteiligungskirche umgesetzt werden soll. Der Ort der Charismen ist nicht nur auf die Gemeinde begrenzt, sondern wird auch in anderen sozialen Feldern gesehen (Familie, Beruf). Charismen entfalten sich ebenfalls in unterschiedlichen Frömmigkeitsmilieus. Der theologisch traditionelle Referenzrahmen muss dementsprechend erweitert werden, wenn die Charismen sich in dieser Breite entwickeln sollen.

Im letzten Abschnitt seiner Ausführungen skizziert der Verfasser die trinitarische Dimension der Charismen und begründet damit auch eine stärkere Einbeziehung noch nicht konvertierter Menschen in das Gemeindeleben.

Baumert ist es gelungen, eine sehr umfassende und durchstrukturierte Arbeit vorzulegen. Die praktischen Konsequenzen aus der empirischen Erhebung in der Evangelischen Landeskirche in Baden lassen sich vielfach auch auf Freikirchen und pentakostal-charismatische Gemeinden übertragen. Die im zweiten Kapitel nur skizzenhaft dargelegte systematisch-theologische und exegetische Grundlage der Zuordnung wird durch den Ansatz einer trinitarischen Betrachtungsweise bereichert. Eine intensivere exegetische Betrachtung und Einbeziehung der systematisch-theologischen Pneumatologien wäre wünschenswert, um den starken bildungsorientierten Ansatz der Charismenentwicklung besser nachvollziehen zu können.

Pastor Dr. Heinrich Christian Rust (BEFG), Spatzentstieg 1, 38118 Braunschweig;
E-Mail: hcrust@bs-friedenskirche.de

DIRK KELLNER: Charisma als Grundbegriff der Praktischen Theologie. Die Bedeutung der Charismenlehre für die Pastoraltheologie und die Lehre vom Gemeindeaufbau, Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2011, kt., 557 S., ISBN 978-3-290-17581-8, € 48,60.

In seinem Lehrbuch „Praktische Theologie“ konstatiert CHRISTIAN GRETHLEIN eine theologische Unterbestimmung gegenwärtiger deutscher evangelischer Praktischer Theologie, die er „als Schattenseite der Hinwendung zu genauerer Wahrnehmung und allgemeinen

kulturellen Diskursen⁴¹ analysiert. DIRK KELLNER bearbeitet mit seiner von PETER ZIMMERLING begutachteten Dissertation dieses gegenwärtige Defizit deutscher evangelischer Praktischer Theologie, indem er über den Charismabegriff eine explizit theologische Perspektive auf die kirchliche Praxis einnimmt. Zugleich eröffnet sich eine Anschlussfähigkeit praktisch-theologischer Theoriebildung an neutestamentliche Begrifflichkeit.

Im ersten Kapitel formuliert KELLNER seine zentrale These: Charisma müsste ein Grundbegriff Praktischer Theologie sein. Für diese weitreichende Forderung kann er nur an vereinzelte Rezeptionen des Begriffs in Teildisziplinen Praktischer Theologie anknüpfen, insbesondere in der Pastoraltheologie und der Oikodomik (KELLNER zieht diesen Begriff dem Begriff Gemeindeaufbau vor). Die Handbücher und Enzyklopädien zur Praktischen Theologie schweigen dagegen weitgehend zum Begriff Charisma.

Das zweite Kapitel zeichnet die theologische Marginalisierung der Charismenlehre und ihre exegetische und systematisch-theologische Wiederentdeckung im 19./20. Jahrhundert theologiegeschichtlich nach. Es wird u. a. deutlich, dass KELLNER ein Verständnis von Charisma als einem miraculösen Phänomen vergangener Zeiten ablehnt. Das dritte und das vierte Kapitel analysieren exemplarisch oikodomische und pastoraltheologische Konzeptionen, die den Begriff Charisma rezipieren. Eine Begleiterscheinung dieser exemplarisch-rezeptionsgeschichtlichen Methode ist, dass unterschiedlichste theologische Konzeptionen der letzten Jahrhunderte teilweise etwas flüchtig mit dem Leser in Kontakt geraten.

Das Kriterium für die umfangreichen Analysen bildet KELLNERS eigenes Verständnis von Charisma, welches er auf der Grundlage einer biblisch-theologischen Rekonstruktion in praktisch-theologischer Absicht im fünften Kapitel erarbeitet und darstellt. Für den seit knapp 300 Seiten schon etwas gespannten Leser definiert KELLNER Charisma als „das unverfügbare Ereignis der Gnade, das der dreieinige Gott durch den Heiligen Geist jedem Glaubenden in Freiheit und Treue individuell zuteilt, um ihn zum Dienst am Nächsten in Kirche und Welt zu befähigen und zu berufen.“ (299)

Diese Definition enthält maßgebliche Entscheidungen, mit denen KELLNER Einseitigkeiten vermeidet. *Erstens* weist der dreieinige Gott als Subjekt auf die trinitarische Grundlegung. Damit wird spiritualistische Engführung vermieden. Dies wird insbesondere relevant für die Verhältnisbestimmung von natürlichen Begabungen und Charismen. Weder sieht KELLNER idealistisch natürliche Begabungen und Charismen als identisch an, noch trennt er spiritualistisch Charismen ganz von natürlichen Begabungen ab. Trotz dieser Balancen schimmert durch die wiederholte Betonung der Unverfügbarkeit des Wirkens Gottes ein Primat der pneumatologischen vor der schöpfungstheologischen Kategorie. Das Charisma hat keinen habituellen Charakter, sondern einen dynamischen. *Zweitens* ist die Bestimmung von Charisma als Ereignis der Gnade kennzeichnend für eine das gesamte Werk durchziehende Perspektive der Verheißung. Damit wird einerseits die gesetzliche Forderung nach einer charismatischen Gemeinde vermieden und andererseits einer Reduktion praktisch-theologischer Theoriebildung auf Ergebnisse empirischer Forschung widerstanden.

Die Kapitel sechs und sieben entfalten die Relevanz der Charismenlehre für einzelne oikodomische und pastoraltheologische Fragestellungen. KELLNER kritisiert die Funktionalisierung des Charismas zu einem planbaren Faktor des Gemeindebaus und die exklusive Konzentration des Charismas auf die Amtsträger. Aus dem Bereich der Oikodomik (Kapitel 6) sei hier angeführt, dass die Charismenlehre das Wirken Gottes so auf menschliches Handeln bezieht, dass damit sowohl Gott in allem die Ehre gegeben, als auch menschliches

¹ CHRISTIAN GRETHLEIN, *Praktische Theologie*, Berlin/Boston (MA) 2012, 136.

Tun gewürdigt werden kann. Auch zeigt die Charismenlehre durch die Balance von Individualität und Sozialität einen Weg jenseits von religiösem Individualismus und religiöser Gemeinschaftsideologie. Die Bedeutung der Charismenlehre für die Pastoraltheologie (Kapitel 7) zeigt sich in einer differenzierten Aufwertung der inneren Berufung zum pastoralen Amt (*vocatio interna*). Gut gelungen ist in diesem Kapitel auch die Auseinandersetzung mit dem gegenwärtig prominenten Kompetenzbegriff, indem von der Charismenlehre her problematische Implikationen des Begriffs kritisiert werden. Auch der konstruktive Bezug der Charismenlehre auf die Diskussion um pastorale Leitbilder überzeugt. Pastorales Handeln zielt auf die Würdigung und Förderung der Entfaltung der Charismen der Gemeinde.

Im Schlusskapitel will der Autor Charisma als einen Grundbegriff der Praktischen Theologie etablieren. Dazu wäre eine kritische Auseinandersetzung mit den problematischen Implikationen des Begriffs notwendig gewesen. Einerseits stellt sich die Frage, was für Resonanzen die exklusive Behauptung der Charismen allein für Glaubende im gesellschaftlichen oder interreligiösen Diskurs bewirkt? Andererseits ist zu fragen, was der Begriff Charisma für den Dialog mit den Referenzwissenschaften Praktischer Theologie austrägt? Die weit offene, auf ein ereignishaftes Gnadenwirken Gottes zielende Definition des Charismas erschwert eine phänomenologische Identifikation. Nicht zufällig ergibt sich aus der Perspektive des Charismas kein Anschluss, sondern nur eine Kritik der empirischen Wende der Praktischen Theologie. Charismen sind jenseits theologischer Wahrnehmung nicht unterscheidbar von natürlichen Begabungen und Fähigkeiten. Im Grunde sind sie empirisch unsichtbar. Dies ist nicht allein ein Theorieproblem, sondern ebenso ein Problem der Gemeindepraxis.

Es bleibt trotz dieser kritischen Fragen zu betonen, dass die Arbeit einen wichtigen Beitrag zur anfangs genannten theologischen Unterbestimmung deutscher evangelischer Praktischer Theologie leistet. Vielleicht zeigt sich im Anschluss an das Eingangszitat von GRETHLEIN eine grundsätzliche Ambivalenz Praktischer Theologie. Gewinnt sie explizit theologisches Profil, reduziert sich ihre Anschlussfähigkeit in empirisch-wissenschaftlichen und in kulturellen Diskursen.

Christian Bouillon (BFeG), Theologische Hochschule Ewersbach, Jahnstraße 49–53, 35716 Dietzhöhlzal-Ewersbach; E-Mail: bouillon@th-ewersbach.de

RALF DZIEWAS (Hg.): Gerechtigkeit und Gute Werke. Die Bedeutung diakonischen Handelns für die Glaubwürdigkeit der Glaubenden, Neukirchen-Vluyn: Neukirchner Verlag 2010, kt., 149 S., ISBN 978-3-7887-2472-6, € 26,90.

Der Untertitel des von RALF DZIEWAS, Professor für Diakonie am Theologischen Seminar Elstal, herausgegebenen Buches zeigt, in welchem Kontext die einzelnen diakoniewissenschaftlichen Beiträge des Buches gelesen werden sollen: Der christliche Glaube steht in der modernen Gesellschaft vor einem „Glaubwürdigkeitsproblem“. Aus dem Evangelium sich ergebende Deutungsentwürfe stehen im Wettbewerb mit anderen Deutungsmustern. Bei der Entscheidung für diesen oder jenen Entwurf geht es weniger um die „innere Stimmigkeit“ eines Systems, als vielmehr um die Glaubwürdigkeit derer, die eine bestimmte Überzeugung repräsentieren. „Aus der Perspektive moderner Zeitgenossen steht und fällt die Glaubwürdigkeit eines Deutungsentwurfs, zu dem man sich stellen kann, vor allem mit der davon geprägten Praxis, also mit den vorzeigbaren ‚guten Werken‘.“ Hohe Zustimmungswerte zeigten sich für die Kirchen deshalb da, wo sie sich erkennbar „für Gerechtigkeit und ein wertorientiertes Miteinander in der Gesellschaft einsetzen“ (7).

Die Autoren der einzelnen Beiträge vertreten unterschiedliche Disziplinen – zum größten Teil theologische, aber auch die gesellschaftspolitische und entwicklungspolitische Dimension wird in den Blick genommen. Immer geht es dabei um die Grundsatzfrage, in welchem Verhältnis der Glaube zum Handeln der Glaubenden steht.

In seinem Aufsatz „Thorafrömmigkeit ohne Gesetzlichkeit“ stellt MICHAEL ROHDE heraus, dass nach dem Zeugnis des Alten Testaments Gerechtigkeit und gute Werke Ausdruck der Liebe zu Gott sind, der sich „als rettender und vergebender Gott erwiesen hat und sich stets aufs Neue erweist“ (30).

In dem neutestamentlichen Beitrag von FRIEDRICH WILHELM HORN wird gefordert, den jeweiligen Kontext der paulinischen Rede über „Werke, die im Glauben geschehen oder die Ausdruck des Glaubens sind“ (51), zu beachten. HORN sieht drei maßgebliche Kontexte, nämlich den des Gerichts, den des Sakraments und den der Heiligung. Die hermeneutisch bestimmend gewordene Zuordnung von Indikativ und Imperativ hält Horn für ungeeignet, die Vielfalt der Motive und Begründungsstrukturen der „Werke“ hinreichend zu erfassen.

Der dogmengeschichtliche Beitrag von ANSELM SCHUBERT „Den Glauben aus den Werken zeigen“ beschäftigt sich mit dem Verhältnis von Rechtfertigung und guten Werken bei Martin Luther und Baltasar Hubmaier. SCHUBERT kommt zu dem Ergebnis, dass den unterschiedlichen Konzeptionen von Luther und Hubmaier ein „fundamental unterschiedliches Verständnis von Evangelium“ (67) zugrunde liegt. Hubmaier versteht es primär als Gehorsam gegenüber dem Gesetz Christi, Luther versteht es primär als Befreiung vom Gesetz.

Nach den Wurzeln der Diakonie im 19. Jahrhundert fragt JOCHEN-CHRISTOPH KAISER unter dem Thema „Die ‚soziale Frage‘ des 19. Jahrhunderts und die Antworten der Inneren Mission“. Was genau führte angesichts der enormen Umbrüche zwischen 1780 und 1848 zur intensiven Fürsorge für viele bedrängte Menschen, die sich selbst nicht mehr helfen konnten – lebendiger Glaube oder „philantropisch-aufgeklärte bürgerliche Wohlfahrtsgesinnung“? Beide Strömungen, lautet KAISERS Antwort. Zum sozialen Handeln der Vielen kam es in „bürgerlich-allgemeinchristlicher wie erwecklich-missionarisch gebundener Verantwortung“ (82).

„Aufforderung zu guten Werken – ihr Recht und ihre Grenzen in evangelischer Perspektive“ lautet das Thema des Aufsatzes von ULRICH KÜHN. „Gute Werke“ sind Grundmerkmale christlicher Existenz, und sie sind dann gut, wenn sie Ausdruck der Gesinnung und der inneren Haltung sind. Wenn sie also nicht um eines Lohnes willen getan werden, sondern wenn sie Früchte eines „guten Baumes“ sind (92).

Mit der in vielen diakonischen Einrichtungen und Werken gestellten Frage nach dem „Proprium der Diakonie“ beschäftigt sich der Herausgeber selbst in dem Beitrag „Kommunikation des Erbarmens“. Was macht die Diakonie zur Diakonie? Zur Beantwortung dieser Frage bedient sich RALF DZIEWAS der systemtheoretischen Perspektive, die sich an der Gesellschaftstheorie des Soziologen NIKLAS LUHMANN orientiert. „Soziale Systeme sind nach dieser Theorie sich selbst erzeugende und selbst stabilisierende Kommunikationszusammenhänge.“ (94) Diakonie ist nach DZIEWAS ein „soziales Geschehen, das sich als Erbarmen beschreiben lässt. Erbarmen ist das spezifische Kommunikationsmerkmal der Diakonie“ (99). Dieser Ansatz wird entfaltet im Kontext wirtschaftlicher, rechtlicher, politischer, pädagogischer, medizinischer und religiöser „Kommunikation“. In alle Kommunikationszusammenhänge der Gesellschaft muss Diakonie ihr Proprium „Erbarmen“ einbringen, denn die Gesellschaft muss erbarmensreicher werden.

Der besondere Perspektivenreichtum des vorliegenden Buches zeigt sich in den beiden letzten Beiträgen, von denen sich der eine mit der Bedeutung der guten Werke in Theolo-

gie und Praxis des Islam beschäftigt und der andere der Frage nachgeht, ob Gerechtigkeit und Erbarmen als Maßstab christlicher Ethik in der globalisierten Welt politisch umgesetzt werden können. Bezüglich des Verhältnisses zwischen Christentum und Islam stellt MICHAEL KISSKALT „krass divergierende Grundentscheidungen in der Anthropologie“ heraus, die wiederum mit dem „ebenfalls divergierenden Gottesverständnis der beiden Religionen“ (132) zusammenhängen. Diese Divergenzen dürften aber Christen und Muslime nicht daran hindern, ihrer schöpfungsgemäßen Berufung nachzukommen und in ihrer Existenz immer wieder neu das geschöpfliche Leben auf dieser Erde für sich und für alle anderen Menschen so zu gestalten, dass „Frieden und Glück“ erlebt werden. „Hier sind viele Gemeinsamkeiten und Kooperationen möglich, die man gemeinsam im Respekt vor den jeweiligen besonderen Überzeugungen zum Wohle der Menschen und zur Ehre Gottes angehen sollte.“ (ebd.)

WOLFRAM STIERLE beantwortet die Frage „Können Gerechtigkeit und Erbarmen als Maßstab christlicher Ethik in der globalisierten Welt politisch umgesetzt werden?“ mit einem klaren Ja. Aus diesem Ja ergeben sich weitergehende Fragen. Wird vonseiten der Kirchen und der Politik genug getan, um „vor ihren Werten bestehen zu können“ (149)? Haben Politik und Kirchen, die „besten Ziele und Wege“ (ebd.) gewählt, diese Werte umzusetzen?

Das Buch enthält gründliche Arbeiten zum Thema „Gerechtigkeit und gute Werke“ – ein äußerst aktuelles Thema, ist doch die Bedeutung der diakonischen Dimension des persönlichen und des gemeindlichen geistlichen Lebens an vielen Stellen wieder neu entdeckt worden. Das im Untertitel des Buches genannte Stichwort „Glaubwürdigkeit“ hingegen hätte meines Erachtens eine besondere Betrachtung verdient. Es ist ja richtig: „Der christliche Glaube steht in der modernen Gesellschaft vor einem Glaubwürdigkeitsproblem.“ (7) Aber warum genau? Weil vonseiten der Christen nicht genug oder das Falsche oder aber das Richtige falsch getan wird? Oder hat das Glaubwürdigkeitsproblem noch andere bzw. weitere Ursachen als die leider oft fehlende Kongruenz von „Verkündigung und Praxis“ (ebd.)? Denn auch dies ist festzustellen: Wo Kirchen sich diakonisch und gesellschaftspolitisch für Gerechtigkeit einsetzen, findet dieser *Einsatz* der Kirchen hohe Zustimmung, nicht aber – zumindest nicht in gleichem Maße – die *Verkündigung* der Kirchen. In diesem Zusammenhang wäre auch die Frage nach der Haltung, in der „gute Werke“ getan werden, intensiver zu reflektieren, wie dies ansatzweise durch ULRICH KÜHN geschieht. Neben anderen Faktoren ist die Haltung ja wesentlich dafür, ob „gute Werke“ in einer Multioptionsgesellschaft zur Glaubwürdigkeit des christlichen Glaubens beitragen oder nicht. Eine letzte Frage bezieht sich auf die Bestimmung des Propriums der Diakonie im Aufsatz des Herausgebers. „Erbarmen ist das spezifische Kommunikationsmerkmal, das das Kommunikationssystem Diakonie von allen anderen sozialen Zusammenhängen in der Gesellschaft unterscheidbar macht. Dadurch, dass ihr helfendes Handeln als Erbarmen erkennbar ist, unterscheidet sich die Diakonie auch von allen anderen Systemen helfenden Handelns in der Gesellschaft.“ (99)

Wirklich? Kann helfendes Handeln nicht auch in anderen gemeinnützigen Einrichtungen und Werken als Erbarmen erkennbar sein? Im Abschnitt 4.1 „Erbarmen im Kontext wirtschaftlicher Kommunikation“ ist dann zu lesen: „Im Bereich des unwirtschaftlichen Wirtschaftens hat die Diakonie ihr Kerngeschäft.“ Wirklich? Wie lange kann man sich ein solches unwirtschaftliches Wirtschaften leisten? Nach Meinung des Rezensenten darf Diakonie nicht „unwirtschaftlich wirtschaften“, sie muss vielmehr verantwortlich wirtschaften – verantwortlich vor Gott und zum Besten der Patienten, Bewohner, Mitarbeiter und Kostenträger, eben zum Besten des Gemeinwesens!

Pastor Otto Imhof (BFeG), Diakonisches Werk Bethanien/Krankenhaus Bethanien, Aufderhöher Straße 169–175, 42699 Solingen; E-Mail: vs@diakonie-bethanien.de